

Thor Langes Weg nach Rom.

An Thor Lange ist vieles ungewöhnlich. Er wurde 1851 in einem armen Kopenhagener Pfarrhaus geboren und starb 1915 als adeliger Großgrundbesitzer auf seinem südlich von Riew gelegenen Schlosse. Er blieb nach Gesinnung und Staatsbürgerschaft sein Leben lang Stodbdäne und wurde doch Wirklicher Russischer Staatsrat. Er war erfolgreich als Konsul und Landwirt und zugleich so schwärmerisch, daß er sich in der kreuzgeschmückten Brünne eines Grafritters malen ließ. Er war ein Lyriker von zartester Empfindung. Er goß mit staunenswerter Gewandtheit zahlreiche Dichtungen aus fast allen Sprachen Europas in dänische Verse um. Und nachdem er Jahrzehnte mit dem Heimweh nach der katholischen Kirche gerungen hatte, tat er endlich während seiner letzten Krankheit den entscheidenden Schritt und starb als Katholik, ohne daß jemals ein katholischer Priester irgendeinen Ritus an ihm vollzogen hätte¹.

Romantisches Empfinden für katholische Art lebte schon im Knaben. Die Mutter, die der deutschen Familie v. Holzkendorff entstammte, ließ sich zwar nie tiefer auf die früh erwachenden religiösen Fragen ihres Kindes ein, sondern begnügte sich, mit ihm zu beten, und auch der Vater glaubte die Frömmigkeit seines Erstgeborenen vor Überspannung schützen zu müssen. Aber er stand den damals noch sehr schwachen Anfängen katholischen Lebens in Dänemark doch nicht so schroff gegenüber wie mancher andere protestantische Pfarrer. Von seiner Landeskirche war er zu der freieren Richtung Sören Kierkegaards abgewandt, und in vertrauester

¹ Für die Kenntnis von Langes innerer Entwicklung kommen hauptsächlich in Betracht: Axel Sørensen, Thor Lange (Kopenhagen 1915); C. Nyrop, Thor Lange (Kopenhagen 1917). Wichtig ist Langes Aufsatz *Danskhed og Katolicisme* in der Kopenhagener Zeitung *Hovedstaden* vom 16. und 18. März 1914 (Nr. 471 u. 473). Nützliche Mitteilungen machten Thomas Fastling Christensen in der Zeitschrift *Samtiden* XXVI 580—585 (Kristiania 1915) und Petrine M. Lange in *Høgskolebladet*, Jahrgang 24, Nr. 52 (Kopenhagen 1915). Einige Ausbeute liefern auch zwei Bücher Langes: *Fra Rusland* (Kopenhagen 1882) und *En Maaned i Orienten* (Kopenhagen 1887). Die besten von Langes Übersetzungen und eigenen Gedichten hat Otto Borchsenius gesammelt, mit einer Einleitung versehen und unter dem Titel: *Thor Lange: Udvalgte Digte* 1915 in Kopenhagen erscheinen lassen.

Freundschaft lebte er mit dem Pastor Rosoed-Hansen, der später katholisch wurde. Wenn er auf Spaziergängen durch Kopenhagen seinen Sohn ans Meer führte, kamen sie oft an der katholischen Ansagarkirche vorbei und gingen auf den Wunsch des Kleinen auch manchmal hinein. Als der noch nicht zehnjährige Thor einmal sagte: „Wie schön ist es hier!“ meinte der Vater, das sei überall so, wo Menschen im Namen Gottes zusammenkämen.

Übrigens starben die Eltern ziemlich früh, und der Versuch des Pflegedaters, die schwärmerische Phantasie des heranwachsenden Jünglings zu zügeln, mißlang. Sie flog auf den Schwingen der Sehnsucht in das strahlende Wunderland der Romantik. Im allerengsten Freundeskreis sprach Thor schon damals von seiner Begeisterung für das katholische Mittelalter. Daß zu seinen liebsten Dichtern Heine gehörte, steht dem nur scheinbar entgegen. Denn auch dieser abgefallene Romantiker bedauerte ja, aus seinen Gedichten die Spuren seiner frühen Liebe zur Gottesmutter ängstlich entfernt zu haben, und auch er bekannte, daß ihm der künstlerische Reichtum des katholischen Gottesdienstes oft ein wonnetrunkenes Erlebnis geworden sei. Die ganze weitere Entwicklung Banges spricht dafür, daß es ihm der Heine des „Buches der Lieder“ angetan hat, nicht der zuchtlose Spötter über alles Heilige und Heine.

Stärker hat ihn aber Longfellow gefesselt und unter dessen Werken gerade das, in dem mit den leuchtendsten Farben das katholische Leben des Mittelalters gemalt ist: *The Golden Legend*. Der amerikanische Romantiker hat da den Versuch gemacht, die rührende Geschichte vom armen Heinrich, die Deutschland seit Hartmann von Aue kennt, zu einem Bilde der geistlichen und weltlichen Kultur der Ritterzeit zu erweitern. Freilich hat er die hellen wie die dunkeln Erscheinungen dieser Kultur nicht immer in ihrer wahren Bedeutung erfaßt, aber überall fühlt man den Pulsschlag eines begeisterten Herzens. Die romantische Stimmung des Werkes zog den jungen Dänen völlig in ihren Bann. Er machte sich an eine freie Nachdichtung, und dabei wurde ihm die hl. Cäcilia, die von der Heldin Longfellow's besonders verehrt wird, so lieb, daß er 1879 in einem Brief bekannte: „Unsichtbar für andere, aber sichtbar für mich kommt die hl. Cäcilia zuweilen in meine Einsamkeit und leistet mir Gesellschaft. Wenn ich gewesen bin, wie ich sollte, kommt sie. Sie hilft mir beim Schreiben. . . . Ich habe sie lieber als alle andern Engel, sogar lieber als St. Michael, den Gewaltigen.“

Der Mutter Gottes, die auch bei Longfellow natürlich die Königin aller Engel und Heiligen ist, blieb Lange immer ein treuer Sänger. Marianische Hymnen der Liturgie regten ihn zu Nachdichtungen an, und die dänische Flagge, der nach der heimischen Legende vom Himmel gefallene Danebrog, war ihm Marias roter Rosenschleier mit weißem Lilienkreuz. Auch die Sagen vom heiligen Gral und das eucharistische Geheimnis des Altars umschwebten seine Seele in Stunden künstlerischer Weihe.

Daß Langes katholische Neigungen nicht leere romantische Schwärmerei waren, bezeugt sein Jugendfreund Axel Sørensen mit den Worten: „Je genauer man ihn kannte, desto klarer sah man, daß darin für ihn viel mehr lag als bloß äußerliche Ästhetik, daß er darin Mut und Kraft für alle seine vielen edeln, selbstlosen Taten fand.“ Schon während er im Ausland mit der Übersetzung der „Goldenen Legende“ beschäftigt war, also vor 1880, schrieb er an Sørensen einen Brief, der den Ernst seiner religiösen Kämpfe erschütternd offenbart. Die in Betracht kommende Stelle findet sich teilweise in dem Buche von Sørensen, teilweise in dem von Nyrop und lautet so: „Aber es hilft nichts, ich trage mein Unglück in meiner eigenen Brust: die verzehrende, aufreibende Unruhe des Heimwehs. In Dänemark zu sein, würde mir gar nichts helfen. Etwas ist wohl meine Nervosität im Spiele, vieles kommt auf Rechnung der ziemlich lebhaften religiösen Kämpfe, denen ich ausgesetzt bin, und auf Rechnung meiner Romantik, die zum wirklichen Leben schlecht paßt und in den Augen Gottes vielleicht verwerflich ist. Ich setze mich der Gefahr aus, in meinem Vaterland wie hier und überall den Boden unter den Füßen zu verlieren. Zwar glaube ich trotz aller Schwachheit an die einzige Rettung, an Jesus Christus, dessen Name gesegnet ist, den ich liebe und verehere, selbst wenn er mich nach Recht und Gerechtigkeit verflucht — möge er mir gnädig sein! — aber, mein lieber, alter Freund, Lutheraner bin ich nur dem Namen nach. Meines Vaters wegen, von dem ich das Beste gelernt habe, was ich weiß, darf ich nicht zu einer andern Kirche übertreten, aber mit meinem ganzen Herzen bin ich Katholik. Vielleicht ist das Sünde, dann helfe Gott mir zur Klarheit, ich kann nicht anders. Was soll ich tun, es wird stärker und stärker! Das griechisch-katholische Bekenntnis ist schön und gut, aber die römisch-katholische, heilige, allgemeine Kirche ist die beste von allen.“

Furchtbar traf den Schwankenden 1881, gerade zu der Zeit, wo er sich mit der Angst quälte, er werde ewig verlorengehen, der Selbstmord eines von ihm hochgeschätzten Mädchens, das einer leidenschaftlichen Liebe

die Ehre geopfert hatte und dann in der Verzweiflung Gift nahm. Der Gedanke an die Seele der Unglücklichen verfolgte ihn Tag und Nacht. Im Februar 1880 hatte er an den späteren Propst Devinsen geschrieben: „Es ist möglich, daß ich mich in einem Jahre, etwas früher oder etwas später, einer andern Beschäftigung widme und in ein Kloster reise, vielleicht nach Frankreich, vielleicht in die Schweiz.“ Ein andermal schien es ihm wieder, als ob die Verbindung mit einer ausgezeichneten jungen Dame, in deren Gesellschaft er von Moskau nach Kiew gefahren war, seine seelische Not lindern könne.

Lange hatte 1876 sein Vaterland auf immer verlassen. Dänemark besaß damals an Nabbig einen klassischen Philologen von europäischem Ruf. Deshalb war von Rußland aus, wo man ausländische Lehrer für die alten Sprachen suchte, auch an ihn die Bitte um guten Rat gerichtet worden, und er hatte seinen sehr begabten Schüler Thor Lange vorgeschlagen. Der vierundzwanzigjährige Däne hatte sich dann mit solchem Erfolge der Sprache und Geschichte Rußlands gewidmet, daß er schon 1876 die für seine Laufbahn nötigen Prüfungen bestanden hatte und 1877 Oberlehrer an einem von dem berühmten Slavophilen Rattow gegründeten adeligen Gymnasium in Moskau geworden war. Daneben hatte er Vorlesungen an einer Hochschule für orientalische Sprachen übernommen. Infolge seines nicht geringen Ehrgeizes, seiner Gewissenhaftigkeit und seiner hervorragenden Fähigkeiten hatte er es bald zu vorzüglichen Leistungen gebracht und sich das besondere Wohlwollen Rattows erworben, der bekanntlich seit 1881, dem Jahre der Thronbesteigung Alexanders III., der mächtigste Mann in Rußland wurde.

Im Sommer 1881 machte Lange nun eine Reise ans Schwarze Meer. Ein Kollege hatte ihn als Begleiter zwei jungen Damen seiner Verwandtschaft empfohlen, zwei Schwestern, die zufällig gerade damals von Moskau auf ihr väterliches Schloß zurückkehren wollten, das südlich von Kiew, tief in Podolien lag. Die gemeinschaftliche Bahnfahrt dauerte zwei Tage, für die kleine Gesellschaft Zeit genug, aneinander Gefallen zu finden. Lange war nicht bloß geistig, aufmerksam und schwärmerisch, er war für die Damen auch der Landsmann ihrer neuen Zarin. In Kleidung und Haltung beobachtete er immer eine Sorgfalt, die seine Kopenhagener Freunde als Eitelkeit bezeichneten. Er fühlte sich als Edelmann, weil er überzeugt war, der ausgestorbenen altdänischen Adelsfamilie seines Namens zu entstammen, obschon Beweise dafür trotz allem Suchen nicht gefunden wurden. Daß die Damen, mit denen er reiste, Töchter des adeligen Hauses Proto-

popow waren, mußte sie ihm innerlich um so näher bringen, je weniger er äußerlich als ihr Standesgenosse galt. Die jüngere war ungeachtet ihres kurzgeschnittenen und auf der linken Kopfseite gescheitelten Haars ein sanftes und fast schüchternes Mädchen. An der älteren fand der Däne das dunkelblonde Haar und die blauen Augen geradezu schön. Dabei bewies sie neben ausgebreiteter Bildung einen durchaus praktischen Blick für die Wirklichkeiten des Alltags. Vange glaubte zu fühlen, daß sie die Lebensgefährtin werden könne, die er brauchte.

Als er bei dem Aufenthalt in Kiew, wo er sich von den Damen getrennt hatte, das Michaelskloster besuchte, machte ihn der russische Mönch, der ihn herumführte, besonders auf die Kapelle mit den Reliquien der hl. Barbara aufmerksam. Die werde auch von Deutschen und Türken verehrt, und wenn man vor ihrem Bild eine Wachskerze anzünde und bete, erfülle einem die Heilige jeden Wunsch, soweit sie nur irgend könne. „Ich gab dem Mönche Geld für die Wachskerze“, erzählte Thor Vange später. „Beim Bilde stand zwischen Gruppen von Bauernmädchen in kleinrussischer Nationaltracht mein Damenpaar von der Reise. Ich grüßte. Sie grüßten wieder. ‚Liebe hl. Barbara,‘ dachte ich, ‚da du eine so große Heilige und so tolerant bist, daß du Deutschen, Türken und andern ungläubigen Taugenichtsen gleich mir hilfst, so tu ein Wunder! Bege für mich ein gutes Wort ein und sage dem kleinen Mädchen da, es solle meine Frau werden.‘ Das tat die hl. Barbara, und ich danke ihr dafür, solange ich lebe.“ Am 21. Februar 1883 wurde die Hochzeit gefeiert. Natalia Michailowna, die Nichte des eben zum Generalprokurator der heiligen Synode ernannten Konstantin Pobedonoszew, war ein frommes Kind ihrer Kirche und eine unermüdlche Helferin aller, die sie leiden sah. Sie lernte die Muttersprache ihres Mannes und lebte sich ganz in seine Gedankenwelt ein, und die beiden waren sehr glücklich.

Aber die seelischen Kämpfe Vanges hörten nicht auf. „Ich muß sehr streng arbeiten“, bekannte er um diese Zeit, „sonst gewinnt der angeborene Hang zur Phantasterei und Melancholie die Oberhand über mich.“ Täglich sei er neun Stunden im Staatsdienste tätig, zu Hause schreibe und studiere er weitere drei Stunden, dem Schläfe gönne er nie mehr als sechs Stunden. Im Jahre 1887 hatte er zu seinem Vehramt noch die Geschäfte des dänischen Konsuls übernommen. Er war nicht wenig stolz, nun den Danebrog hissen zu dürfen und im alten Moskau Hüter der Ehre seines fernen Vaterlandes zu sein, aber diese Freude bezahlte er mit unsäglichen Mühen.

Zum Staunen seiner Bekannten beschäftigte sich der Schwärmer auf einmal sehr nachdrücklich mit der Einfuhr von dänischen Fischen, Kaffeekühen und Terrakottawaren. Über die Leistungen, zu denen er von Amts wegen verpflichtet war, ging er weit hinaus. Dänische Handwerker, die nach Moskau kamen, ließ er auf seine Kosten leben, bis sie eine Stelle hatten oder weiterzogen. Wurden ihm dänische Opfer des Mädchenhandels gemeldet, so suchte er Tag um Tag in polizeilicher Begleitung die verdächtigen Häuser ab und ruhte nicht, bis er die Unglücklichen gefunden und mit Geld zur Rückreise versehen hatte. Bedrängten Landsleuten, die bei russischen Gerichten einen Prozeß um ihr Recht führen mußten, bezahlte er die Kosten. Hatten irgendwie bekannte Dänen in Moskau zu tun, so waren sie seine Gäste. Und all das übernahm er, obwohl ihm sein Staat nicht bloß kein Gehalt anwies, sondern nicht einmal die notwendigsten Auslagen ersetzte.

1906 legte Vange, von Arbeit und Krankheit erschöpft, das Amt des Konsuls nieder. Zwei Jahre später mußte er auch seine Beamtentätigkeit aufgeben. Rußland bewies ihm seinen Dank durch hohe Auszeichnungen. Schon 1887 war der hervorragend tüchtige Beamte, der sich zudem auf ausgezeichnete Verbindungen stützen konnte, Staatsrat geworden, und 1899 war zu vielen andern Orden der des hl. Wladimir gekommen, den Ausländer fast nie erhalten. Vange war damit in den russischen Reichsadel aufgenommen worden, und seine Frau hatte die Vorrechte zurückgewonnen, die sie durch ihre Heirat mit dem bürgerlichen Manne verloren hatte. Als nun der an Ehren und Verdiensten so reiche Professor aus dem Amte schied, wurde er zum Wirklichen Staatsrat ernannt und ihm der Erzellentitel mit dem Generalsrang verliehen.

Ruhe durfte er sich aber noch immer nicht gönnen. Er warf sich jetzt nur mit um so größerem Eifer auf die Bewirtschaftung des podolischen Gutes Napadowka, das er durch seine Frau geerbt hatte. Die Nachbarn lachten, als der Fremde ausgedehnte Weinberge mit französischen Edelreben bepflanzte. Aber über den Muskatwein, den er daraus keltern ließ, lachten sie nicht. Ebenso überraschend für die Umgegend und ebenso erfolgreich waren die Neuerungen im Gemüsebau und in der Zucht von Pfirsichen und Ananas. Die Provinzblätter füllten sich mit Vanges landwirtschaftlichem Ruhm, während seine Arbeiter, die sich in den veränderten Betrieb nicht finden konnten, zuweilen so störrisch wurden, daß die Erzellenz bei den gewöhnlichsten Verrichtungen, sogar beim Düngersfahren, selber zugreifen mußte. Trotzdem zwang er sich auch in dieser harten Zeit zu

fleißigem Cellospiel und zur Fortsetzung der Pastellmalerei, die er unter Professor Pelletier in Nizza gelernt hatte.

Und immer war der Lehrer, der Konsul, der Landwirt zugleich ein äußerst vielseitiger Schriftsteller. Im Durchschnitt ließ er fast jedes Jahr ein Buch erscheinen. Bald schrieb er Reiseschilderungen, bald Studien über die Größen der russischen Literatur, bald Gedichte, meist aber ausgezeichnete Übersetzungen in Vers und Prosa aus fast allen Sprachen Europas. Neben diesen dänischen Sachen veröffentlichte er eine große Zahl von russisch geschriebenen Aufsätzen und mehrere russische Klassikerausgaben mit vorzüglichen Erklärungen. Es entsprach seiner Veranlagung, daß ihn im russischen Schrifttum weniger die großen Realisten anzogen, Leo Tolstoj nicht ausgenommen, als der halbromantische Alexiej Tolstoj. Über ihn urteilte er 1882 in seiner Sammlung *Fra Rusland* etwas überschwenglich: „Einen Lyriker von stärkerer Eigenart als Alexiej Tolstoj hat Rußland nicht aufzuweisen. Sein hoher, sicherer Flug, seine verschwenderische Farbenpracht, seine lockende, wunderbar rhythmische Kraft machen es reichlich der Mühe wert, allein feinetswegen die nicht leicht zugängliche russische Sprache zu lernen.“ Im Jahre 1894 veröffentlichte Vange ein Buch über die Lyrik Alexiej Tolstoj's, und auf Grund dieser Arbeit errang er sich den Dokortitel an der Kopenhagener Universität. Daß der dreiundvierzigjährige, längst bewährte Professor, Staatsrat und Konsul sich noch eigens um diese akademische Würde bemühte, ist allerdings zum Teil auf seine ungewöhnliche Freude an Auszeichnungen zurückzuführen, konnte aber in Dänemark weniger auffallen, weil sich um den Kopenhagener Dokortitel fast nur ältere Wissenschaftler bewerben, und auch die so selten, daß z. B. im vorigen Jahre an dieser Universität mit rund 2000 Studierenden nur ein knappes Duzend Promotionen stattfanden.

Vange erprobte seine ganz hervorragende Übersetzungskraft außer an der schon erwähnten Goldenen Legende Longfellow's hauptsächlich an Volksliedern aller Literaturen, aber auch an altgriechischer und neuerer Kunstlyrik sowie an Dramen von Äschylus, Sophokles, Euripides und Terenz. Seine eigenen Gedichte sind meist in der weichen Schwerkut der besten Stücke Benaus gehalten, wie ihn denn auch unter den Volksliedern mehr die sanften ansprachen, die von Liebe singen, als die rauhen, die den Kampf verherrlichen. Er feilte mit unsäglichlicher Mühe an seinen Versen, um einen möglichst einfachen Ausdruck zu erzielen. Aber obwohl die Anerkennung seiner Genießer nicht ausblieb, wurden nur einige seiner Über-

setzungen altklassischer Werke und seine Nachdichtung der Goldenen Legende mehrmals aufgelegt.

Mit den Honoraren, die durch die zahlreichen Zeitungsartikeln immerhin zu stattlichen Summen anwuchsen, half er unauffällig manchem armen Freunde, den er in heimlicher Not wußte. Nicht selten aber ließ er für das Geld Kreuze oder Tafeln an denkwürdigen Orten der dänischen Geschichte anbringen. Unter den acht Denkmälern, die so von 1891 bis 1915 auf seine Kosten errichtet wurden, sind sieben der katholischen Zeit Dänemarks gewidmet, und in Christiern Bedersen, dem das achte geweiht ist, wollte er nicht den Protestanten, sondern den Vater der dänischen Schriftsprache ehren. So wurde er auch unter der rastlosen Arbeit die katholischen Gedanken nicht los, obwohl er sich immer wieder mit der verschwommenen Anschauung zu beruhigen suchte, er sei von Gott berufen, ein Gralritter jener heiligen Gemeinschaft zu sein, in der jeder zu seiner Zeit für das kämpfe, was zu allen Zeiten gültig sei. Klarheit gewann er über seinen wahren Beruf nicht eher, als bis ihn das Leid in die tiefe Seeleneinsamkeit führte, in der die Stimmen der Erde, die ihn doch nicht hatten beglücken können, langsam verhallten.

Es fehlte nicht viel, so wäre Frau Lange bei der Geburt ihres ersten und einzigen Kindes gestorben. Da Lange selber, der schon auf der Universität lungenschwach gewesen war, ebenfalls einer größeren Erholung bedurfte, machten die beiden eine Reise nach Palästina und Ägypten. Das Grab des Erlösers und die Grotte in Bethlehem zu sehen, war schon längst sein „höchster Wunsch auf Erden“ gewesen. In Jerusalem ließ er sich das Bild des heiligen Grabes auf den rechten Arm rizen, „das einzige Ordenszeichen, das ich mit in mein Grab nehme“, schrieb er später. Alte Fresken in der Basilika zu Bethlehem erinnerten ihn an eine Dorfkirche des Landes seiner Kindheit. Aber nicht allein diese Erinnerung bewegte ihn so eigen vor den einfachen Bildern, sondern in seinem 1887 erschienenen Reisebuche *En Maaned i Orienten* bekannte er öffentlich: „Zugleich regt sich in mir eine vielleicht fehlerhafte und aus einem Vorurteil entspringende Vorliebe für eine Zeit, die trotz ihrer Mängel und ihres Dunkels doch eine tatenreiche, warmblütige Zeit war, wo die Herzen glühten und der Jubelruf „Gott will es!“ klang, die feurigste und herrlichste Blüte des Christentums, eine Zeit, die ein Jahrhundert oder etwas mehr vor den Albigenserkriegen und vor den ersten Spuren der Reformation wie der Inquisition liegt.“

So reich an Freuden indes diese lange Fahrt von Konstantinopel durch Palästina und das alte Land der Pyramiden und dann über das westliche Mittelmeer, die Riviera, Norditalien, die Schweiz, den Rhein nach Dänemark war, die Reisenden kehrten ohne die ersehnte Gesundheit nach Rußland zurück. Ihre Ehe blieb das Leben eines häufig kranken Mannes an der Seite einer immer kränklichen Frau. Ihr Kind mußten sie früh begraben, und im Jahre 1896 wurde ihnen auch Natalias jüngere Schwester genommen, die Gefährtin auf der unbergeklärten Reise nach Kiew und der Sonnenschein des trauten Hauses, das die drei zusammen bewohnten. Dann kamen bedeutende Vermögensverluste. 1912 klagte Vange in einem Briefe, im letzten Jahre hätten ihm und seiner Frau trotz ihrer Krankheit die einfachsten Dinge gefehlt, und dabei hätten sie noch schwere Streitigkeiten mit ihren Bauern gehabt. 1913 lag der mutige Dulder mehrere Monate im Krankenhaus in Kiew. Herz und Leber verursachten ihm Beschwerden der bedenklichsten Art. 1914 suchte er Heilung an der paradiesischen Südküste der Krim. Seine Körperkraft nahm zusehends ab, „doch bei all dem war es“, schreibt sein Freund Axel Sörensen über diese Zeit, „als ob seine geistige Kraft gestiegen wäre. Sein Gemüt war sonnenhell, sein Glaube wurde stärker und stärker. Er kam oft auf das Wort zurück: „Meine Seele, sei frisch und mutig, freue dich in Christus, deinem Herrn!“

Wie lebhaft er auch jetzt noch aus weiter Ferne die geistigen Strömungen seiner Heimat verfolgte, zeigte sich, als er in einer dänischen Zeitung von einem unrühmlichen Angriff des berühmten Kritikers Georg Brandes gegen die katholische Wissenschaft las. Dieser federgewandte Vorkämpfer eines heute überwundenen Naturalismus hatte das Wagnis unternommen, sich öffentlich über die Entwicklungsgeschichte des Menschen zu äußern, freilich nur nebenbei, aber doch im gewohnten Ton überlegener Sicherheit. Weil er dabei katholischen Geistlichen vorgeworfen hatte, daß sie ihnen unbequeme vorgeschichtliche Funde hätten verschwinden lassen, so hatte P. Amandus Breitung S. J. vom St.-Andreas-Kolleg in Charlottenlund, der in dänischen Fachreisen seit langem als Kenner der Entwicklungslehre geschätzt wird, dem übermütigen Literaten gründlich nachgewiesen, daß seine ehrenrührige Behauptung eine Verleumdung gewesen war und daß sie ebenso wie der darauffolgende Verteidigungsversuch einen gänzlichen Mangel an Vertrautheit mit dem Stande der Wissenschaft verraten hatte. Als Thor Vange das erfuhr, drückte er dem „Magister“

Breitung, hinter dem er noch keinen Priester vermutete, sofort seine Freude aus und glaubte, ihn auf ein weiteres anthropologisches Verdienst katholischer Geistlicher aufmerksam machen zu können, das ebenfalls gegen Brandes spreche. Damit sagte er allerdings dem P. Breitung nichts Neues, aber die beiden begannen aus diesem Anlaß einen Briefwechsel, den Lange bald auf seine eigene Stellung zur Religion lenkte. P. Breitung hat mir erklärt, den wichtigsten Teil der Briefe habe er vernichtet, und über den Inhalt müsse er schweigen. Nur einige Tatsachen, die Lange selber nicht vertraulich behandelt hat, durfte er mir zur Veröffentlichung mittheilen, und die genügen zur Richtigstellung des bis jetzt in Büchern und Aufsätzen festgehaltenen Irrthums, Lange sei als Protestant gestorben.

Der Kranke wurde sich nämlich darüber klar, daß die einzig richtige und pflichtmäßige Folgerung aus seinen Ansichten über die katholische Kirche das volle Bekenntnis zu ihr und die Befolgung ihrer Vorschriften sei. Er hat daher P. Breitung, ihn förmlich in die katholische Kirche aufzunehmen. Aber das ist brieflich nicht möglich, und jeder Versuch, einen katholischen Priester nach Napadowka zu bringen, wohin Lange bald zurückkehrte, erwies sich während des Krieges als aussichtslos. Daß Lange gültig getauft sei, brauchte nach den auch jetzt noch in Dänemark herrschenden Verhältnissen nicht bezweifelt zu werden. Da es sich also hauptsächlich um einen Ersatz für die zur Unmöglichkeit gewordene Beichte handelte, belehrte P. Breitung den Kranken, daß nach katholischer Lehre zwar jede schwere Sünde gebeichtet werden muß, wenn es möglich ist, weil Christus und die Kirche das aus guten Gründen streng vorgeschrieben haben, daß es aber keine schwere Sünde gibt, die nicht auch ohne Beichte durch die vollkommene Reue getilgt werden könnte, d. h. durch den aufrichtigen Willensentschluß, durch den wir Gott, auch abgesehen von unserem eigenen wahren Vorteil, bloß wegen seiner unendlichen Vollkommenheit allem andern vorziehen, deshalb wenigstens jede schwere Sünde, die wir etwa begangen haben, entschieden mißbilligen und uns fest vornehmen, in Zukunft um keinen Preis etwas zu tun, was wir als schwere Sünde erkennen, oder etwas zu unterlassen, was wir als unter schwerer Sünde geboten betrachten. Fällt der durch diese vollständige seelische Umwandlung mit Gott ausgegöhlte Mensch trotzdem wieder in schwere Sünden, so können auch die durch ernste Erneuerung der vollkommenen Reue getilgt werden. Diese kraftvolle Wahrheit bietet also jedem, der eine schwere Sünde begangen hat, die Möglichkeit, sein ewiges Heil sofort für den

gar nicht seltenen Fall sicherzustellen, daß ihn der Tod ereilt, bevor er das Sakrament der Buße empfangen kann. Damit Vange diese Lehre und ihre Übung genauer kennenlernen, schickte ihm P. Breitung die dänische Übersetzung des ausgezeichneten Büchleins „Die vollkommene Reue ein goldener Himmelschlüssel“, das der Heinsberger Pfarrer Johann von den Driesch bei Bachem in Köln hat erscheinen lassen und das, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, unermesslichen Segen gestiftet hat. Thor Vange machte sich diese Sendung dankbar zunutze und schrieb schon bald das Bekenntnis nieder, daß er in vollem Anschluß an die katholische Kirche leben und sterben werde.

Noch über ein halbes Jahr durfte er sich auf das Erscheinen vor dem ewigen Richter vorbereiten. Arel Sörensen hat liebevoll die Nachrichten über die letzten Monate seines Freundes gesammelt. Seit dem Beginn des Jahres 1915 lag der Kranke fast immer schwer leidend zu Bett. Wieder und wieder unterbrach er den kurzen Schlaf seiner Nächte mit dem Seufzer: „Erbarme dich, erbarme dich!“ „Die letzten fünf Tage“, schreibt Sörensen, „war er ruhiger, froher und stürmte über von Dankbarkeit Gottergeben wiederholte er oft, wenn die Schmerzen kamen: ‚Wohin Gott mich führt, gehe ich gern; er soll bestimmen, nicht ich.‘“ Am Abend des 21. Februars fühlte er das Ende nahen. Sehr ruhig sagte er zu seiner Frau: „Jetzt gehe ich bald fort. Grüße herzlich die Heimat und alle lieben Freunde und danke für alles. Gott beschütze dich, du bist mir alles gewesen! Ich danke dir von Herzen. Gott stärke dich! Wir sind miteinander so glücklich gewesen.“ Darauf machte er dreimal das Kreuzzeichen, sprach mit tiefer Innigkeit die Worte: Pie Iesu, pie Iesu! und erwartete ganz still den Tod, der wenige Minuten nach Mitternacht fast unbemerkt eintrat. Bis zur Beisetzung in der Familiengruft des Schlosses legte man im Gartensaal die entseelte Hülle in Galauniform auf ein Paradebett und darüber den roten Danebrog, dessen weißes Kreuz an die gefalteten Hände reichte.

In Skandinavien fand man für den toten Dichter auch da Worte hoher Anerkennung, wo man im Leben ziemlich zurückhaltend gewesen war. Über die sprachliche Meisterschaft wenigstens seiner Verse hört man aber unabhängig von aller sonstigen Verehrung oder Abneigung nach wie vor von allen Seiten einstimmiges Lob. In der ganz hervorragenden Fähigkeit, fremdsprachlichen Versen eine vollendete dänische Form zu geben, liegt denn auch hauptsächlich Vanges literarische Bedeutung, nicht so sehr in

dem, was er aus Eigenem künstlerisch gestaltet hat. Otto Borchsenius hat sich wohl etwas vergriﬀen, als er sich in seiner Einleitung zu Langes Gedichten darüber entrüstete, daß die schwedische Akademie ihren ersten literarischen Nobelpreis nicht Thor Lange gegeben hat. Ich schließe mich lieber dem Urteil Fasting Christensens in der norwegischen Zeitschrift Samtiden an: „Thor Lange war selber ein Dichter von Gottes Gnaden; der Vers war seine natürliche Ausdrucksform. Vielleicht war sein Empfindungsvermögen größer als seine schöpferische Phantasie. Vielleicht hatte er als Dichter zuwenig von der Fähigkeit, eine Form für seinen Reichtum zu finden und lebensvolle, allgemeingültige Symbole zu schaffen.“

Sein Reichtum war vor allem ein Reichtum des Herzens, auch auf dem Gebiete der Religion. Gewiß sind seine Leistungen ein unwiderlegliches Zeugnis für seine glänzenden Verstandesgaben, aber er gehört nicht zu den tiefen Denkern, die katholisch wurden, nachdem sie auf Leben und Tod mit den Beweisen für die Wahrheit unserer Kirche gerungen hatten. Seine katholische Überzeugung erwuchs aus der immer stärker ihn ergreifenden Wahrnehmung, wie vollkommen diese Kirche in Lehre und Leben das Verlangen nach Andacht und Seelenfrieden stillte, das er von Jugend auf in sich trug. Er sah ein, daß hier das Beste in ihm seine Heimat hatte. In der dänischen Volkskirche, die ihm kalt vorkam und deren Uneinigkeit ihn abstieß, fühlte er sich fremd. An die Kopenhagener Zeitung Hovedstaden schrieb er 1914, das Katholische stecke ihm wie ein Atabismus im Blute, und vielleicht sei das noch bei vielen andern Dänen der Fall. Er hatte wohl beobachtet, daß in Dänemark die Achtung vor der katholischen Vergangenheit des Landes am Steigen ist. Wie er darüber klagte, daß die dänische Sprache durch das Aufkommen des Protestantismus gelitten habe, so widerlegt nun auch in dem weitaus bedeutendsten Werke über die dänische Literaturgeschichte, das soeben im Erscheinen begriffen ist, Karl S. Petersen den herkömmlichen Wahn vieler seiner Landsleute, als ob das katholische Mittelalter eine „dunkle“ Zeit gewesen wäre. Und während vor fünfzig Jahren der Katholizismus in den gebildeten Ständen Dänemarks noch kaum vertreten war, hat heute die katholische Mission, obwohl sie immer nur verhältnismäßig geringe Kräfte ins Feld stellte, auch in geistig hochstehenden Kreisen Anhang gewonnen. In dieser langsam wachsenden Strömung ist Thor Lange eine allzu früh und allzu still verbrauchte Welle.

Jakob Overmans S. J.